

Wie Terror geht

Von Dirk Pilz

Nach zehn Stunden Theater dreht sich ein Karussell. Darauf ein nackter, zum Zebra geschminkter Mann. Ein Häufchen Verlorener schaut dem Kreisen zu, am Ende heißt es: "Ohne Liebe ist das Leben ja nix". Es ist das traurigkomische Ausrufezeichen hinter einem Liebes- und Lebenssuche-Spiel, bei dem sich die Katze unermüdlich in den Schwanz beißt: Ohne Liebe ist's ja nix, aber mit der Liebe hat man dauernd Müh'. Gibt es einen, der das noch nicht erfahren musste? Nach zehn Stunden ist man froh. Aber nur über die letzten beiden Stündlein, in denen am Potsdamer Hans-Otto-Theater Katharina Schlenders Grotteske "Der Zufriedene" uraufgeführt wurde. Schlenders Stück, als Auftragswerk entstanden und von Sebastian Wirtzner sorgsam inszeniert, lässt eine Kunstfigur namens Kurt auftreten, um mit ihr die Probe auf's Exempel zu machen: Wie geht Zufriedenheit? Zebra-Kurt ist ein Unding Sie geht nur bei einem wie Kurt, dem Zebra-Menschen und Anti-Faust, der für seine karriere-, liebes- und anerkennungssüchtige Umwelt zwangsläufig eine Dauerprovokation ist. Kurt will nichts, er hat schon alles. Kurt ist ein Unding - und eine Symbolfigur für die Kunst: das Utopische, das Zweckfreie. Das macht dieses Stück so raffiniert. Ein Drama, das zwar nicht die weihevollen Höhen der Weltliteraturhaftigkeit ersteigt, dafür aber an die Welt noch Fragen hat. Bei Christian Klischat gewinnt Kurt an diesem Abend zudem etwas leidenschaftlich Lauwarmes hinzu. Ein Kunst-Kurt, der unaufdringlich unergründlich ist. Er reißt um sich lauter Verstehbarkeitslöcher, in die Wirtzner die Figuren effektsicher plumpsen lässt. Jennipher Antoni, Henrik Schubert, Michael Scherff:

Spielwitzintelligenzspieler. Wie frisch einem in Hirn und Herz dabei wird! Davor aber an diesem Wochenende in Potsdam: acht Stunden Hausherrn-Theater, inszeniert von Uwe Eric Laufenberg, der 2009 die Kölner Oper übernimmt und in Potsdam von Tobias Wellemeier beerbt wird. Laufenberg schickt seine Schauspieler allzu gern ins schummrige Innerlichkeitsland vor die neblige Kulisse des Pathoskitsches, lässt sie also groß auf Glaubhaftigkeit machen und presst sie gleichzeitig immerfort in Opern-Posen-Bilder, so dass man hinter den Gesten, Worten, Szenen dauernd die Leere gähnen sieht. Und wenn alles nix nützt, hat dieser Regisseur immer ein hübsch vereindeutigendes Kostüm, Lichtgeflacker und Boxengesäusel parat - was es auch nicht besser macht. Bestes Beispiel: die Uraufführung der "Satanischen Verse" nach dem 1988 erschienenen Roman von Salman Rushdie. Die beiden Hauptfiguren Gibril (überzeugend: Robert Gallinowski) und Saladin (Tobias Rott), die sich später in den Erzengel Gabriel und den Satan verwandeln, sitzen plaudernd in ihren plüschroten Flugzeugsesseln, wenn zu Anfang die Bartgesichter-Terroristen hochspringen und eine verschleierte Handgranatenfrau brandredend an die Rampe marschiert. Man sieht: verschreckte Gesichter, hilfloses Opfergetue. Dann explodiert das Flugzeug und Laufenberg lässt es laut "Rrrrumms!" machen. Licht aus. Rrrrumms. So geht hier der Terror. Ginge es nicht auch ein bisschen subtiler? Wo bei Rushdie die Erzählenergie mit der Fantasie um die Wette sprudelt, bekommt man von Laufenberg einen faden Beruhigungsdrink serviert. Und das bei der sensationalistischen Aufregung vornweg. Die gegen Rushdie 1989 ausgesprochene Fatwa wurde zwar zurückgenommen, als "gefährdete Person" gilt der 60-jährige Autor aber dennoch. Einige Muslim-Verbände rümpften die Nase, die Boulevardpresse witterte lüstern die "gefährlichste Premiere". Diese Erwartungen wurden zum Glück enttäuscht. Es ist am Premierentag dann nichts passiert. Keinerlei Zwischenfälle, keine Kundgebung. Die Polizei schlich unauffällig ums Haus, Taschen durften nicht mit in den Zuschauerraum genommen werden. Das war's. Noch nicht einmal Buh-Rufe am Schluss. Laufenberg hat dieser Zeitung gesagt, er glaube, dieser weltberühmte Roman werde kaum gelesen. Auch ein Grund, das Buch auf die Bühne zu holen: Ein Theaterbesuch falle vielen Menschen leichter als die Romanlektüre. Theater als Leseersatz. Mehr muss man im Grunde nicht wissen, um sich eine Vorstellung von dieser vierstündigen Inszenierung zu machen. Die verschlungene Handlung wird freundlicherweise auf Nachvollzugsformat gebracht. Von der Stoff- und Sprachfülle der Vorlage bekommt man dabei allenfalls eine Ahnung, von der Brisanz, der Erzähltiefe bleibt nur bleierne Bräsigkeit. Wie müde das einen macht! Saladin, das Teufelchen, stakst übrigens im Fell-Tanga auf Pferdehufen mit umgeschnalltem Riesenpimmel umher. Tags zuvor trug Tobias Rott dieselbe Verkleidung als Mephisto - das ist das wesentliche Verbindungsstück zu Laufenbergs vierstündiger Inszenierung von Goethes "Faust 1". Aber stellen "Die Satanischen Verse" eine moderne "Faust II"-Variante dar, wie es Laufenbergs Gesamtkonzept behauptet? Höchstens auf sehr vergrößerter Ebene. Denn auch diese hemdsärmelige Inszenierung zündet vier Stunden lang lauter Nebelbomben, schindet Eindruck, tut bedeutend, surft dabei jedoch unbedarft auf der Textoberfläche herum. "Metamorphosen" war der Obertitel für dieses insgesamt zehnstündige Premierenenwochenende. Die meiste Zeit hatte man mit den Wandlungskräften des Theaterschlafs zu kämpfen.

----- Ein Wochenende, drei Premieren Die Satanischen Verse (Uraufführung nach Salman Rushdies gleichnamigen Roman, Regie Uwe Eric Laufenberg) 2., 8., 12., 23. April, 8., 15., 23. Mai, 19.30 Uhr Faust I (Johann Wolfgang von Goethe, Regie: Uwe Eric Laufenberg und Carsten Kochan) 1., 10., 11., 15., 16., 25., April, 19.30 Uhr Der Zufriedene (von Katharina Schlender, Uraufführung, Regie: Sebastian Wirtzner) 9., 12., 17. April, 9. Mai, 19.30 Uhr

----- Foto: Das Einzige, was bei Uwe Eric Laufenberg zündet, sind Nebelkerzen. Szene aus "Die Satanischen Verse"